

DVCS Jahrestagung 2003 "Pluralismus"

Vorliegende Abstracts (in der Reihenfolge der Vorträge)

Heiner Roetz, "Pluralismus und Monismus in China: Das Vermächtnis der Antike"

Die letzten Jahrhunderte der Zhou sind die Zeit eines ausgeprägten geistigen und politischen Polyzentrismus. Wie wird auf philosophischer und politischer Ebene selbst mit dieser defacto-Pluralität umgegangen? Zieht China hieraus einen den Pluralismus fördernden Gewinn? Von Ansätzen abgesehen scheint dies nicht der Fall zu sein: Die Politik führt auf militaristischem Weg in den Einheitsstaat, die Philosophien treffen sich bei aller Unterschiedlichkeit doch in der Skepsis gegenüber eben jener Vielfalt, von der sie leben. So ist die Bilanz dieser in vieler Hinsicht grundlegenden Epoche der chinesischen Kultur ambivalent: Sie zeigt die Produktivität einer nicht reglementierten Pluralität, aber sie bekundet zugleich, nicht zuletzt aufgrund der kriegerischen Begleitumstände, auch ein mangelndes Bekenntnis zu deren Voraussetzungen.

Zum positiven Vermächtnis der chinesischen Altertums gehört möglicherweise "Sima Qians Eintreten für Meinungsvielfalt" - so der Titels eines Artikels von Dorothee Schaab-Hanke. Da Frau Schaab-Hanke nicht an der Tagung teilnehmen kann, werde ich ihre für das Thema der Tagung wichtigen Thesen (auf Anfrage erhältlich über dschaab-hanke@t-online.de) in meinem Beitrag referieren.

Marc Winter, "Ouyang Xiu und das Problem politischer Interessengruppen"

Ouyang Xiu (1007–1072) ist eine der bekanntesten Persönlichkeiten der chinesischen Geistesgeschichte. Neben seinen Errungenschaften im Bereich der Literatur und der Historiographie, die sich mit der Autorschaft der Dynastiegeschichte *Xin Tang Shu* bereits hervorragend ausnimmt, hat er einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung des politischen Diskurses im kaiserlichen China geleistet. Im kurzen Text *Pengdang Lun* spricht er sich unter bestimmten Umständen für die Bildung politischer Interessengruppen aus. Der nur 613 Schriftzeichen lange Text ist einzigartig in der Geschichte Chinas, weil er wie kaum ein anderer seit der Reichseinigung die politische Monokultur des kaiserlichen China in Frage stellt. Der Text scheiterte in dem Sinne, dass er nicht wohlwollend rezipiert wurde, und dass die politischen Reformen, welche Ouyang mit diesem Text unterstützen wollte, trotz seiner Anstrengungen zum Untergang verurteilt waren.

Gemäss der Ansicht vieler Autoren hatte der Text eine weit über die Song hinausgehende Wirkung. So schreibt F. W. Mote in seinem jüngsten Geschichtswerk *Imperial China 900–1800* über die Wirkung des Textes: "The failure of Neo-Confucian thinkers and political activists to break through this formal barrier against any distinction between good and bad factions, severely limited Chinese political behavior thereafter, up to the end of the imperial era in the early twentieth century" (Mote 1999, 137).

Das Referat wird sich weniger den historischen Umständen zuwenden, welche die Entstehung des Textes, aber auch dessen Ablehnung möglich gemacht haben. Vielmehr soll anhand der im Text selbst gemachten Aussagen erklärt werden, wieso der Text für den Kaiser und den Hofstaat inakzeptable Passagen enthielt. Vom Blickwinkel eines Herrschers aus betrachtet lässt sich der Text weniger als ein wohlgewichtetes Argument für politische Neuerung verstehen, denn als eine potentiell bedrohliche Aussage, welche der Autorität

eines Herrschers eine Messlatte an die Seite stellt, durch deren Urteil sich ein Kaiser plötzlich unter den historischen Beispielen schlechter Herrscher wiederfinden kann. *Pengdang Lun* lässt sich so für einmal nicht als ein herausragendes Beispiel von *guwen*-Argumentation anführen, welches Ouyang Xiu hier verfasste, sondern als ein Text, der sich selbst in der Mythologie der konfuzianischen Geschichtsschreibung und politischen Argumentation verliert. Es ist die Konventionalität des Arguments, mit der Ouyang sich, seinen Gefährten und damit auch der von ihnen portierten Reformen einen Bären dienst erwies. Gleichzeitig offenbart eine Analyse der im Text gemachten Aussagen, wie schwierig es ist, auf der Grundlage der politischen Literatur der Klassiker und Dynastiegeschichten eine neue Form des Diskurses etablieren zu können.

Georg Ebertshäuser, "Gu Yanwu 'Abhandlungen über die Präfektur' und die Möglichkeit eines chinesischen Föderalismus"

Gu Yanwu (1613-1682) entwickelte seine Gedanken zu einer möglichen Neugestaltung des Verhältnisses von zentralistischen Elementen und solchen einer regionalen Selbständigkeit vor allem in den neun „Abhandlungen über die Präfektur“, die noch einer frühen Schaffensphase Gu Yanwus angehören. Sie finden sich in einer Reihe von Schriften, die auch als eine Reaktion auf den Zusammenbruch der Ming-Dynastie und die Eroberung Chinas durch die Mandschuren geschrieben wurden, und die möglicherweise als Eingaben an die Regierung der Südlichen Ming zur Stärkung der Widerstandskraft gegen die Qing gedacht waren. Der von Gu Yanwu formulierte Gedanke einer effizienten lokalen Selbstverwaltung unter gleichzeitiger Aufrechterhaltung des gesamtstaatlichen Zusammenhalts Chinas, behielt aber auch für die Herausbildung des modernen chinesischen Staates seit der Revolution von 1911 seine Bedeutung. Die Frage stellt sich, ob Gu Yanwu nur eine konservative Reform im Interesse der landbesitzenden Gentry im Sinn hatte, wie Rolf Traufzettel annimmt („Ein Konzept zur Reform der chinesischen Staatsbürokratie aus dem 17. Jahrhundert“. *Saeculum* XXXV, 1984, 167-184.). Oder ob man doch von einem Versuch sprechen kann, die Beziehung von Zentralregierung und lokaler Verwaltung in ein neues und sinnvolles Verhältnis zu bringen, in dem die beiden konstitutiven Elemente des Föderalismus, nämlich die Integration von regionaler Pluralität und die institutionelle Beschränkung zentralstaatlichen Machtanspruchs, gleichermaßen zum tragen kommen. Von besonderem Interesse ist die Rolle, die Gu Yanwu dem chinesischen Kaiser als Quelle aller politischen Autorität und als Symbol der Integrität des Gesamtstaates zuweist. In diesem Sinne sollen die Vorstellungen Gu Yanwus vor dem Hintergrund moderner Konzepte des Föderalismus neu abgewogen werden.

Natascha Gentz, "Pluralismus und Pressefreiheit in Chinas langem 19. Jahrhundert"

Der Vortrag beschäftigt sich mit der Einführung eines Begriffs von Presserecht und der Presserechtspraxis in China im 19. Jahrhundert. Ausgehend von Memoranden, Archivadokumenten des Public Record Office und zeitgenössischen Berichten in den ersten Zeitungen und über die Zeitungen in China wird zunächst einmal in Frage gestellt, ob die Qing-Regierung diesen neuen Medien tatsächlich so ablehnend gegenüberstand, wie allgemein bis heute vermutet wird. In einem zweiten Schritt wird der Einfluß der britischen Regierung auf die Presserechtspraxis untersucht. Die ambivalenten Reaktionen der britischen Autoritäten auf den erwachenden chinesischen Journalismus zeigen wiederum,

daß auch auf dieser Seite Klischees über den angeblichen Schutz der chinesischen oppositionellen Presse durch das ausländische Konzessionsrecht revidiert werden müssen. Den dritten Teil des Vortrages bildet eine Diskussion der unterschiedlichen Positionen der Journalisten zur Notwendigkeit eines pluralistischen Zeitungsmarktes überhaupt bzw. deren eigene Bestrebungen denselben durch Presseregelungen zu beschränken. In diesem Zusammenhang werden im letzten Teil die ersten Pressegesetze der Qing Regierung diskutiert und gezeigt, daß erst die Radikalisierung der Presse durch die Reformbewegung der späten 1890er Jahre eine restriktive Pressepolitik bewirkte, während die britische Seite erst in dieser Auseinandersetzung imstande war, das bis heute gängige Bild einer liberalen Schutzmacht eines pluralistischen Meinungsaustausches zu etablieren.

Clemens Treter, "Ausgangspunkte der chinesischen Literatur des 20. Jahrhunderts: Positionen in der Debatte um die Erzählliteratur am Ende der Qing-Zeit"

Während hinter der Idee einer "modernen chinesischen Literatur" die Vorstellung steht, aus den zahlreichen im vergangenen Jahrhundert entstandenen Texten, lasse sich eine Hauptströmung (*zhuliu*) herauskristallisieren, impliziert der Begriff der "chinesischen Literatur des 20. Jahrhunderts", daß die literarische Entwicklung von einer Vielzahl unterschiedlicher, oft gegensätzlicher Facetten geprägt war, die gleichwertig nebeneinander stehen. Als ein Beleg für diese Behauptung soll hier die gegen Ende der Qing-Zeit aufgeflamte Debatte um Funktion und Form der Erzählliteratur dienen, in der verschiedenste Positionen auszumachen sind, und die zugleich einen der Ausgangspunkte für die Tendenzen der folgenden Jahrzehnte bildete. An zwei Beispielen, nämlich einer Auswahl von Texten, die im Umfeld der von Liang Qichao gegründeten Zeitschrift *Xin xiaoshuo* verfaßt wurden, sowie Ausschnitten aus der sehr umfangreichen Darstellung «*Xiaoshuo conghua*» von Lü Simian, wird die Bandbreite des Spektrums angedeutet. Es reicht vom Bemühen um die politisch-moralische Vereinnahmung der Erzählliteratur über den Versuch, eine freie Ästhetik zu entwerfen, bis hin zu vom Bewußtsein für die kommerzielle Verwertbarkeit der produzierten Texte bestimmten Äußerungen. Diese Widersprüchlichkeit und Vielfalt ist dabei zugleich als konstituierendes Element der chinesischen Literatur des 20. Jahrhunderts zu begreifen.

Martina Eglauer, "'Pluralistisches Universum' - Die pluralistische Essenz des Pragmatismus von Hu Shi (1891-1962)"

Laut Hu Shi entschärft die pluralistische Essenz des Pragmatismus die Modernisierungsfrage für China, weil die damit formulierte Perspektive eine Übernahme westlichen Gedankenguts ohne Bedrohung der eigenen Identität erlaubt.

Eine der Hauptfiguren des amerikanischen Pragmatismus W. James spricht von "pluralistic universe" wenn er das Wesen des Pragmatismus charakterisiert. Wissenschaft und Demokratie, die beiden personifizierten Schlagwörter der Vierten-Mai-Bewegung, die als "Mr. Science" und "Mr. Democracy" auftreten, kennzeichnen zwei zentrale Konzepte des Pragmatismus, als ob die chinesische Kulturbewegung das Fundament des Pragmatismus zu ihrem eigenen Programm erhoben hätte. Die Demokratie gilt als Garant einer liberalen Forschungslandschaft, die eine Grundvoraussetzung für den Pragmatismus darstellt. Hu Shi tritt mit seiner Propagierung der Literaturreform - der Anwendung der Umgangssprache in der Literatur - als Vorreiter der Vierten-Mai-Bewegung und als

entschiedener Vertreter von Wissenschaft und Demokratie auf. In Deweys Pragmatismus erkennt Hu Shi eine vielversprechende Perspektive zur Lösung Chinas Probleme auf der Suche nach einem eigenständigen Modernisierungsweg.

Der pragmatistische Ansatz eröffnet Hu Shi eine pluralistische Sicht auf die Modernisierungsfrage und bietet eine Lösung an, bei der China seine Identität trotz aller Veränderungen wahren kann. Die konstruktive Annäherung an das Fremde erlaubt eine "Verwestlichung" ohne Bedrohung des Eigenen. Hu Shi sieht in der "totalen Verwestlichung" - einer vorbehaltlosen Befürwortung der Modernisierung - keine Gefahr für die chinesische Tradition, denn die pluralistisch-pragmatistische Perspektive steht für eine kulturelle Vielfalt. Dies gilt umso mehr, als das wissenschaftliche Denken für ihn kein kulturgebundenen, sondern ein kulturübergreifendes, universales Phänomen darstellt. Der Vortrag skizziert den pluralistischen Ansatz des Pragmatismus sowie die pluralistische Essenz des Denkens Hu Shis. Die pluralistische Perspektive nutzt Hu Shi zu einer konstruktiven Verbindung der chinesischen Tradition mit der Moderne und zu einem zukunftsweisenden Umgang mit dem Anderen, was seine Brisanz aus der Tatsache zieht, dass sich China in einer tief greifenden Umbruchsphase befindet. Dem chinesischen Denker gelingt es im Prozess der kulturellen Neuorientierung die traditionelle chinesische Philosophie mit dem pragmatistischen Denken zu verbinden.

Kirstin Wenk, "Pressereform in China: Pluralismus der Strukturen ohne Meinungsvielfalt? Eine Untersuchung am Beispiel der Flutberichterstattung 1998"

Seit Beginn der Reformpolitik 1978 definiert die Kommunistische Partei Chinas die Printmedien nicht länger nur als staatlich subventionierte ideologische Instrumente. Zeitungen und Zeitschriften sind jetzt auch wirtschaftende Einheiten, die durch Werbung, Abonnements und Straßenverkauf vorwiegend selbst für ihre Finanzierung sorgen müssen – und deshalb auf Käufer und Leser angewiesen sind. Gleichzeitig verschärfte sich der Wettbewerb auf dem Pressemarkt durch die wachsende Anzahl der Zeitungs- und Zeitschriftentitel. Im Kampf um Marktanteile entwickelten besonders die "kleinen Zeitungen" (xiao bao), die sich an ein städtisches Publikum richten, Kreativität, auch mit illegalen und halblegalen Methoden. So werden Lizenznummern oder einzelne Seiten an Außenstehende "vermietet", die dann quasi unabhängig die redaktionelle Arbeit leisten und die Werbeeinnahmen kassieren. Indessen verlieren die Parteizeitungen auf nationaler und Provinzebene an Auflage und gründen selbst lukrative Zeitungsableger, um so durch Querfinanzierung ihre Verluste auszugleichen. Die Zunahme der Printmedien und die Vielfalt ihrer Finanzierungs- und Organisationsformen führt jedoch nur in einem begrenzten Maße zu einer Vielfalt der Meinungen und Informationen. Das macht eine quantitativ-qualitative Inhaltsanalyse der Berichterstattung über die "Jahrhundertflut" 1998 deutlich. Untersucht wurden die "Renmin Ribao", die "China Daily" und die "Yangcheng Wanbao" aus Guangzhou, die sich als Vertreterin der Reformpresse einen guten Ruf für investigativen Journalismus erworben hat. Finanziell selbstständig wirtschaftende Zeitungen setzen zwar die theoretisch geforderte Annäherung an ursprünglich westliche Journalismuskonzepte, wie Aktualität, Faktizität, Vollständigkeit, Beachtung des Nachrichtenwerts und Kontrolle durch die öffentliche Meinung eher um. Ihre Reformbereitschaft endet jedoch da, wo erstens die Partei ihr Meinungs- und Informationsmonopol nicht angegriffen sieht und zweitens die Zeitungen sich davon ökonomischen Nutzen versprechen. Die marktwirtschaftlichen Reformen haben zwar zu

einer vielfältigeren Medienstruktur geführt; sie sind jedoch keine Garantie für ein pluralistisches Meinungsbild und eine umfassende Information der Öffentlichkeit.

Andreas Guder, "Eine Sprache ohne Numerus - Zur Pluralität im Modernen Chinesisch"

Während für Sprecher von indoeuropäischen Sprachen die grammatische Kategorie des Numerus ein selbstverständliches sprachliches Mittel zur Erfassung von Quantitätsverhältnissen bzw. zur Denotation von Pluralität darstellt, beschränken sich Publikationen und Grammatiken zum Chinesischen beim Thema "Plural" in Ermangelung vergleichbarer morphosyntaktischer Kategorien meist auf die Beschreibung des Suffixes -men, ohne sich mit denjenigen sprachlichen Mitteln auseinanderzusetzen, die das Chinesische seinerseits zur Denotation von Quantitätsverhältnissen verwendet. In dieser Arbeit werden diese sprachlichen Mittel vorgestellt und semantisch und syntaktisch kategorisiert. Abschließend sollen, von der Sapir/Whorf-Hypothese ausgehend, zwei Fragekomplexe aufgeworfen werden: inwieweit die Existenz der grammatischen Kategorie des Singulars als markierte Form in flektierenden Sprachen zu einer stärkeren Individuation im westlichen Denken geführt haben könnte und inwieweit bei der Übernahme westlicher Konzeptions- und Denkmodelle, in denen häufig auch singuläre und plurale Entitäten voneinander abgegrenzt werden, die hinsichtlich Numericalität unmarkierten chinesischen Substantive in dieser Hinsicht Rezeptionsprobleme evozieren könnten.

Liu Zhimin, Die Ambivalenz der Selbstwahrnehmung und die Pluralisierung der Repräsentation. Körperdarstellungen des Eigenen und des Anderen in Wei Huis Roman »Shanghai Baby«

Pluralismus entsteht in China – und überall – immer erst als Folge einer sich ausdifferenzierenden Kommunikationssituation hegemonialer und widerständiger Diskurse von Gesellschaft, Politik, Wirtschaft und Kultur. Er entwickelt sich als Netzwerk miteinander und gegeneinander kommunizierender »Ideen« in einem kausalen Wechselverhältnis mit den Dispositiven der Wahrnehmung sowie der Repräsentation des Eigenen und des – sich in multiplen Übersetzungsprozessen zum »Anderen« des eigenen Selbstverständnisses konstituierenden – Fremden.

Der Vortrag beruft sich kritisch auf den theoretischen Ansatz eines postkolonialen »Orientalismus« von Edward Said, den er um die Variante eines chinesischen »Okzidentalismus« erweitert, um ein bipolares Modell (des Eigenen und des Anderen) von Kultur, wie es das China seit seiner ersten »Moderne« prägt, zum Ausgangspunkt der Frage danach zu nehmen, ob und mit welchen Mitteln der Repräsentation es sich im gegenwärtigen China in eine polysemische, also von ihrer Anlage her pluralistische kulturelle Wahrnehmung ausdifferenziert hat. Diese Frage wird exemplarisch auf die Beschreibungen eines explizit »chinesischen« sowie eines explizit »deutschen« männlichen Körpers in dem Roman Shanghai Baby (Shanghai baobei, 1999) der Shanghaier Autorin Wei Hui angewendet. Dabei wird ein Zwischenraum der vormodernen Interpretation des Orientalismus in Europa und Angloamerika auf der einen und der Adaption und Wahrnehmung dieses Begriffs im chinesischen Kulturraum auf der anderen Seite erarbeitet. Dieser reflektiert eine »chinesische« Variante des Orientalismus, welche sich in der

Aneignung, Übersetzung und Rekonstruktion des »westlichen« Orientalismus im Verständnis Saids konstituiert und dabei den fremden Blick auf sich selbst als »Eigenes« jeweils neu konzipiert. Dieselben Übersetzungsprozesse treffen in umgekehrter Richtung auch auf das Konzept eines chinesischen »Okzidentalismus« zu, wie eine Analyse des aus dem Orientalismus abgeleiteten und ihm gegenüberstehenden »chinesischen« Diskurses über den Westen, in diesem Falle über Deutschland, zeigen wird. Demnach, so die These des Vortrags, entsteht »Orientalismus« (genauso wie »Okzidentalismus«) immer erst durch die jeweilige Wahrnehmung und (Re-) Konstruktion des westlichen bzw. östlichen »Anderen«, also durch die Diskurse der jeweiligen Gesellschaften. Er löst sich im selben Moment der dabei stattfindenden Übersetzungsprozesse des »Fremden« in das »Andere« des eigenen Selbstverständnisses aber immer in eine Polysemie der Wahrnehmung auf, welche ihrerseits Grundlage der »Heterotopien« (M. Foucault) ist, welche einer jeden pluralistischen Kulturwahrnehmung notwendigerweise vorausgehen.